

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Emil Ostrowski

Wo ein bisschen Zeit ist ...

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Der Weise, der Held und die Straße zu McDonald's

Selbst an den Tagen, an denen du nicht gerade erst einen Anruf deiner Exfreundin erhalten hast, bei dem sie sagt, dass sie jeden Moment in einem miesen Krankenhaus, das nach dem Schutzpatron des Alkohols benannt ist, dein Kind zur Welt bringt, und ach, übrigens, herzlichen Glückwunsch zum Geburtstag, ist es eine wahrhafte Odyssee, zum stets überfüllten Schülerparkplatz der John Bapst zu gelangen. Er ist so weit weg, dass in unserem Schülerhandbuch steht, er liege »außerhalb des Campus«.

An einer Ampel treffe ich auf meinen Geschichtslehrer Mr. Jackson, der auf der Stelle läuft, während er auf Grün wartet. Mit rotem Kopf und total verschwitzt nickt er mir zu und stößt keuchend hervor: »Guten Morgen, Mr. Polovsky.« Ich sage: »Morgen, Mr. Jackson.« Ich könnte ihn aufhalten, vielleicht ein paar Minuten mit

ihm reden. Um meinem Gehirn Zeit zu geben damit es ..., keine Ahnung, das Ganze irgendwie verarbeiten kann. Aber ich tu's nicht. Ich mag Mr. Jackson nicht besonders. Könnte ich doch bloß noch mal »Die Welt im Altertum« bei Mr. Fox nehmen statt Johnsons langweilige »Amerikanische und regionale Geschichte«, bei der ich am liebsten zum Schierlingsbecher greifen würde.

Ein typisches Beispiel: Im letzten Semester mussten wir uns bei Mr. Jackson ein regionales Ereignis von großer historischer Bedeutung aussuchen, um eine Arbeit darüber zu schreiben. Das war eine ziemlich paradoxe Aufgabenstellung, denn in Maine, geschweige denn in Bangor, hat sich nichts von »großer historischer Bedeutung« ereignet. Ich dachte lange nach und beschloss schließlich, über unseren ersten Gerichtsprozess im Jahre 1790 zu schreiben, in dem ein gewisser Mr. Buswell einen gewissen Mr. Wall verklagte, nachdem ihn Letzterer als »alten, verdammten, grauhaarigen Höllenhund« bezeichnet hatte. Mr. Jackson hatte »Hübsch, Mr. Polovsky« unter die Arbeit geschrieben und mir eine Zwei minus gegeben. Anscheinend bekommt man für etwas Hübsches Abzüge bei der Note. Schließlich ist die John Baptist Memorial eine seriöse akademische Einrichtung, die sich mit ganzem Herzen der geistigen Entwicklung

ihrer Schüler widmet. Unser Wahlspruch lautet »Recht-schaffenheit, Leistung, Respekt«, Herrgott nochmal! Das ist keine Schule, an der man seiner Arbeit einen scherzhaften Anstrich geben und trotzdem eine bessere Note als eine Zwei minus bekommen kann. Wie konnte ich von einer Schule, aus der Stephen Kings Ehefrau hervorging, bloß etwas anderes erwarten?

Moment! Wie kann ich an meine Zwei minus im letzten Semester denken, WENN ICH JEDEN MOMENT VATER WERDE? UND WAS HAT TABITHA KING MIT ALL DEM ZU TUN?

An meinem Wagen murkse ich mit den Schlüsseln herum. Doch schließlich sitze ich hinterm Lenkrad und fahre. Als ich ihr sagte, sie solle das Kind abtreiben lassen, erwiderte sie, sie wolle mich und meinen kleinen Schwanz nie mehr sehen. Das fand ich unter der Gürtellinie und sagte, sie benehme sich, als hätte sie ihre Tage. Sie brüllte: »Nein, du Idiot, ich bin schwanger«, und warf einen Stuhl nach mir. Sie warf einen verdammten Stuhl nach mir. Hab ich mich davon bremsen lassen? Nein. Ich hinterließ Tausende von Nachrichten. Tauchte ungefähr ein dutzend Mal bei ihr auf. Und wie reagierte sie? Sie sagte, das ginge mich nichts mehr an, und warf noch einen Stuhl nach mir. Und jetzt will sie

mich zurückhaben? Wozu? Damit wir zusammen eine nette altmodische Familie gründen können? Damit ich mir anschauen kann, wie sie mein Kind zur Adoption freigibt? *Scheiß drauf.*

*

Eine halbe Stunde später stehe ich an Jess' Bett, und Dr. Winters, ein kleiner schnurrbärtiger Mann mit einem braunen Fleck auf dem Kittel, sagt: »Junger Mann, Sie müssen der Vater sein. Wie heißen Sie?«

»Nein«, sagt Jess. »Nein. Er ist ... das ist bloß Jack. So was wie ein Freund.«

Ich lächle den Arzt verlegen an, und er lächelt verlegen zurück. Er nickt uns zu, räuspert sich und sagt: »Also, Jack und Jess. Ich gebe Ihnen beiden ein paar Minuten unter vier Augen. Rufen Sie, falls Sie irgendwas brauchen.«

Dann sind wir allein.

»Alle anderen, die ich kenne, sind betrunken, in Urlaub oder tot«, sagt sie schniefend.

»Oh«, sage ich und betrachte ihren riesigen Bauch. Das hab ich ihr angetan. Ich ... hab ihr das angetan. Und dann hat sie zwei Stühle nach mir geworfen. Nicht gleichzeitig. In einem Abstand von ein paar Monaten.

Trotzdem. Zwei Stühle. Vielmehr zweimal denselben Stuhl.

»Und jetzt werdet ihr beide am gleichen Tag Geburtstag haben ... wie groß ist denn da die Wahrscheinlichkeit? ... Deshalb dachte ich ...« Sie lässt den Gedanken unvollendet.

»Dreihundertfünfundsechzig mal dreihundertfünfundsechzig«, sage ich.

»Was?«

»Dreihundertfünfundsechzig mal dreihundertfünfundsechzig. Dreihundertfünfundsechzig im Quadrat. Das ... so groß ist die Wahrscheinlichkeit.«

Als sie nichts erwidert, rede ich einfach weiter. Ich muss den Raum zwischen uns mit Worten ausfüllen. »Wie willst du dich, na ja, neben der Schule und allem um das Kind kümmern?« Meine Gedanken schwirren wild durcheinander: *Saint Patrick's? Echt? Was für ein gottloses Krankenhaus nennt sich denn nach dem heiligen Patrick? Und: Wenn du halbwegs bei Verstand bist, gibst du das Kind zur Adoption frei und Aber sollte ich bei dieser Entscheidung nicht ein Mitspracherecht haben? Und: Ich bin mir nicht sicher, ob ich es zur Adoption freigeben will und Heißt das, dass ich nicht ganz bei Verstand bin? Und ...*

Sie wirft mir einen kühlen Blick zu. »Ich gebe ihn zur Adoption frei«, sagt sie. »Hab die Familie schon kennengelernt. Muss bloß noch unterschreiben.«

»Ihn?«, frage ich.

»Ja.« Eine Träne rinnt ihr übers Gesicht. Ich wende mich ab.

Ein langes Schweigen tritt ein. Mit leiser Stimme sage ich: »Tut mir leid.« Ich weiß nicht mal genau, ob sie es gehört hat. Schließlich bricht sie das Schweigen mit einem langen Stöhnen.

*

Wartezimmer. Das Zimmer, in dem wir warten. Das Zimmer, in dem ich sitze, die Beine erst gekreuzt, dann nebeneinander. In dem die Frau neben mir laut in ihr Handy spricht, doch ich bin nicht besonders wütend auf sie – sie spricht weinend mit ihrer Schwester, ihrer Mutter oder wem auch immer. Sie hat ihr Handy so laut gestellt, dass ich beide Gesprächspartner höre, außer wenn ihr Schluchzen die Stimme am anderen Ende übertönt. Warum ist sie allein hier? Warum wartet sie allein?

Der Junge zu meiner Linken – nicht älter als acht, seine Füße reichen nicht mal bis zum Boden – blickt vorsichtig von mir zu seiner Mutter und wieder zu mir und

fragt: »Warten Sie auch auf jemanden? Ich warte auf meinen Bruder.« Ich öffne den Mund, um es ihm zu erklären. Doch ich bringe kein Wort hervor. Schließlich sage ich: »Ich warte auf meine Freundin. Sie liegt da drin und bekommt ein Kind. Und ich warte auf sie.« Obwohl ich es nicht hören will, obwohl ich es wirklich nicht hören will, frage ich den Jungen: »Geht's deinem Bruder gut?«

»Er hat zu viele Pillen geschluckt. Aus Versehen. Zu viele Tabletten sind ungesund.«

Ich nicke. *Ja*. Ja, das stimmt.

Ich zähle alles auf, was schiefgehen könnte.

– Es könnte eine Totgeburt sein.

– Es könnte zu Komplikationen kommen. Jess könnte sterben.

– Es könnte eine Totgeburt sein.

– Es könnte zu Komplikationen kommen. Jess könnte sterben.

– Es könnte eine Totgeburt sein. Es könnte eine Totgeburt sein. Und Jess ...

Als eine Schwester vorbeigeht, stehe ich auf und frage:

»Können Sie mir sagen, wo die Automaten stehen?« Sie streckt den Finger aus und antwortet: »Den Flur da entlang, direkt neben den Toiletten.«

Was für ein schöner Ort für Nahrungsmittel.

Ich lache sogar ein bisschen, obwohl es nicht witzig ist.

Während ich vor den Automaten stehe, wandern meine Gedanken zu der Party, auf der ich Jess kennengelernt habe.

Ich deute mit dem Kopf auf einen Typ, der auf dem Sofa trockenbumst, und sage: »Klasse Party, was?«

Sie folgt meinem Blick und zuckt mit den Schultern. »Partys sind alle gleich. Der einzige Unterschied besteht in der Qualität des Alkohols.«

»Ich steh nicht mal auf Alkohol«, sage ich und betrachte das Glas in meiner Hand. Pisse in einem Becher könnte wahrscheinlich auch als Bier durchgehen. Vom Aussehen und vom Geschmack her.

»Ich auch nicht«, sagt sie.

»Aber es macht Spaß, betrunken zu sein«, erwidere ich grinsend.

»Darauf trinke ich«, sagt sie und hebt ihren eigenen Becher Pisse.

Wir stoßen an.

Ein Mann kommt aus der Toilette, und plötzlich bin ich verlegen. Ich ziehe M&Ms und eine Cola und kehre zu meinem Platz zurück. Die verdammte Tüte M&Ms will

nicht aufgehen, und manchmal, manchmal wird ein Baby vor der Geburt von der Nabelschnur stranguliert, es verfängt sich darin und läuft blau an.

Jemand tippt mir auf die Schulter. Eine Schwester. Ihr Lächeln. Sie lächelt.

»Ihrer Freundin geht's gut«, sagt sie. »Sie und das Baby sind wohlauf. Sie ruhen sich jetzt aus. Wir wollen die Mutter noch eine Weile dabehalten, um sicherzugehen, dass alles in Ordnung ist. Wenn Sie wollen, bringe ich Sie zu den beiden.«

Ich bleibe sitzen.

»Können Sie ... ich glaube, ich brauche noch einen Moment. Ich ... ähm, ich würde gern erst meine M&Ms fertig essen.«

Genau das sind meine Worte. »Ich würde gern erst meine M&Ms fertig essen.«

*

Das erste M&M ist grün: Anfang Oktober. Wir hatten zwei Wochen lang nicht miteinander gesprochen. Jess rief an und bat mich vorbeizukommen.

Braun: Ich fuhr zu ihrem Wohnheim und dachte: *Sie will mit mir Schluss machen*. Wir hatten im Sommer viel Spaß gehabt, ich musste es ja wissen, schließlich war ich